

Verlag Bibliothek der Provinz

Richard Bletschacher
WIENER ERZÄHLUNGEN

Richard Bletschacher
WIENER ERZÄHLUNGEN

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-205-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Carry Hauser, »Blick auf den Stephansdom
vom ersten Wiener Hochhaus«, um 1955

INHALT

Der chamäleontische Cafetier <i>oder</i>	
Die Wandlungen des Herrn Koinar	7
Abschiedsgemurmel	27
Bericht vom Stand der Dinge auf dem Laaer Berg gegen Ende der Müllzeit ...	37
Das alltägliche Gleichgewicht	48
Das alte Lied	58
Das Ende einer Kindheit	68
Das Stilleben	83
Der Zöllner	93
Die Armen kleiden	105
Tohuwabohu	119
Ein Sonntagnachmittag im Prater	134
Mundräuber	143
Tassilo <i>oder</i> Der Irrsinn des Alltags	151
Ein Mittsommernachmittag auf dem Graben	167
Der Unerbittliche	187

DAS ALLTÄGLICHE GLEICHGEWICHT

Am Morgen auf dem Weg zur Schule lese ich meine Zeitung. Das ist ein eher bescheidenes Blatt. Sein Inhalt beschäftigt mich gerade von der Haltestelle, an der ich einsteige, bis zur Haltestelle, an der ich die Tramway wieder verlasse. Nur wenn ich einmal zu früh an der Station stehe und wartend mit dem Lesen beginne, werde ich unterwegs schon fertig und muss noch die Heirats- und Todesanzeigen studieren oder sogar die Kontaktadressen, um mich nicht zu langweilen. Auf dem Nachhauseweg aber lese ich in einem Taschenbuch. Hierbei achte ich vor allem auf eine handliche Größe des Buches, das in meiner Rocktasche Platz finden muss. Auch muss es flexibel gebunden sein, so dass man den Deckel umbiegen und es in einer Hand halten kann. Denn meistens sind zu den Stoßzeiten, die ich nicht vermeiden kann, alle Sitzplätze besetzt und ich muss mich mit der linken Hand in einer der Schlaufen, die von den Haltestangen hängen, festhalten, um nicht bei einer Biegung der Straße, die ich lesend nicht kommen sehe, aus dem Gleichgewicht zu geraten. Auch wenn ich nach dem Unterricht oft recht müde bin, nehme ich keinen Sitzplatz in Anspruch. Ich bilde mir ein, immer noch ein bisschen jünger auszusehen als ich tatsächlich bin.

Dabei würde ich am liebsten auf dem Heimweg die Schularbeiten, die ich oft in meiner Aktenmappe nach Hause trage, korrigieren, um danach einen freien Nachmittag zum Joggen oder zum Rudern zu haben. Aber das wäre mir nur im Sitzen möglich und da nur

mit größten Vorbehalten, denn die roten Striche und Zeichen müssen im Geheimen gemacht werden als unbeeinpruchbare Urteile einer verborgenen Instanz des Besserwissens. Der Gedanke wäre mir nicht erträglich, fürchten zu müssen, dass mir ein Dritter dabei über die Schulter blickt. Und überdies fahren meistens auch ein paar Schüler im selben Wagen nach Hause. Es muss doch genügen, wenn man ihre Grüße durch ein Nicken oder ein Nasenrümpfen erwidert. Nach fünf Stunden Unterricht hat man ein großes Bedürfnis zu schweigen und will seinen Mund, solange die Fahrt währt, nicht mehr auf tun. Das Lesen hingegen beschützt. So wie der Schlaf birgt einen das Lesen in einer geheiligten, unbetretbaren Zone, in der man dem Geschwätz des Alltags entzogen ist. Und doch betrachtet man auch im Lesen die Welt mit hellwachen Sinnen, nur eben eine andere Welt als die, welche an den Fenstern vorüberzieht.

Gestern – und von gestern erzähle ich – gestern las ich auf der Rückfahrt im „*Il Padre di Famiglia*“ des Tassos. Ich war eben an die Stelle gelangt, da die Frau des Hauses, häusliche Pflichten vorschützend, sich zurückzieht, um die Männer in ernstem Gespräch unter sich zu lassen, da geschah etwas, das meine Lektüre mit einem Schlag unterbrach und bewirkte, dass es mir seither nicht mehr gelang, an dieser Stelle lesend fortzufahren. Es bedarf oft keiner geringen Konzentration und Weltverweigerung, stehend zwischen zwei oder drei Dutzend schwitzender Menschen ein Buch zu lesen, auf nichts und niemanden sonst zu achten und so seiner Wege zu fahren mit den städtischen Straßenbahnen, in denen jedem, der durch beruflich geforderte Wachsamkeit ein geschärftes Sensorium hat und sich nicht auf diese oder jene Art zu

schützen vermag vor den Ausdünstungen und dem Geschwätz der Leute, das Fahren zur Folter wird.

Ich stand also gestern zur späten Mittagszeit etwa in der Mitte des menschenüberfüllten Wagens, die Aktentasche am Boden zwischen den Schuhen eingeklemmt, die linke Hand in der Schlaufe über meinem Kopf, in der rechten Hand das Buch, in welchem ich von Zeit zu Zeit mit dem Daumen eine Seite umblätterte und sie mit dem Kinn glattstrich. Eben als ich zu der bezeichneten Stelle in meinem Tasso gekommen war, geriet ich ins Wanken: Die Schlaufe ächzte in meiner klammernden Faust und ich empfand einen heftigen, aber doch sanft gedämpften Schlag gegen meine Brust, fühlte zwei Hände, die eine nach dem Revers meiner Jacke, die andere nach meinem hoch gereckten Arm greifen und verlor das Buch aus meiner Hand. Es gelang mir nur mit großer Kraftanstrengung, mich an dem Schlaufengriff hängend weiter aufrecht zu halten, während die Tramway kreischend durch die Kurve schlingerte, die sie offenbar zu schnell angefahren hatte. Die älteren Fahrgäste fluchten, die jüngeren johlten. Als sich das so gewaltsam zerstörte Gleichgewicht im Fahrgastraum wieder einzupendeln begann, blickte ich mit angelegtem Kinn herab auf meine Brust. Und was sah da mein erstauntes Auge? Es sah einen Schwall von glänzenden, aschblonden Haaren ausgegossen über meine Schultern. Eine schmale Hand mit weißen Knöcheln hatte sich an meinem Revers festgekrallt, so dass ich um die Nähte meines Rockkragens fürchten musste. Ich war wie gelähmt von der Pracht dieser Haare. Man sieht sonst nur in Reklamesendungen des Fernsehens solch leuchtende Mähnen. Es gibt wohl kein schöneres Gespinst auf Erden als Frauenhaare und keinen wol-

lüstigeren Tod als den der Fliege im Spinnennetz, dachte ich, wenn man das denken nennen kann und nicht delirieren.

Allzu bald gelangte unser Gefährt wieder auf eine ruhigere Bahn, und der Griff der Halt suchenden Hände lockerte sich und nahm den Druck mir von der Brust. Der Kopf eines jungen Mädchens bog sich zurück und unvermittelt blickte ich in ein Paar blauer Augen, wie ich meinte, sie im Leben noch nie gesehen zu haben. Es begegnen einem wohl alle möglichen Arten von Augen, stumpfe und trübe, blanke und helle, verschleierte und glutheiße Augen; doch wie selten hat man Zeit oder Laune, sie so anzusehen, dass man eine Stunde danach noch ihre Farbe benennen könnte. Manchen Leuten sitzt man Stunden lang gegenüber und weiß am anderen Tag nicht, ob sie eine Brille auf der Nase hatten oder nicht. Die Augen aber, die mich gestern am späten Mittag nur ein paar Sekunden lang anblickten, die sind mir tiefer als nur bis ins Gedächtnis gedrungen. Sie waren blau, das weiß ich, und blauer als blau. Bei ihrem Anblick schoss es mir durch den Kopf, dass Gottfried Benn postuliert hatte, Blau sei die einzige Farbe, die man in einem Gedicht beim Namen nennen dürfe. Es war nicht das Blau der Ferne, der Kälte oder der Treue in diesen Augen. Es war das sanfte Blau des Staunens. Im adriatischen Wasser sah ich vor Jahren noch, ehe die große Verschmutzung kam – die Älteren werden sich noch daran erinnern – die Steine in schwindelnder Tiefe auf dem unbefleckten Meeresgrund liegen und leuchten. Man fühlte sich glücklich bei ihrem Anblick und konnte doch nicht sagen, warum. So war mir gestern zu Mute, als sähe ich auf dem Grunde dieser Mädchenaugen etwas glänzen, das ich heute

nicht mehr zu benennen wüsste, und das mir doch die Empfindung einer beglückenden Wärme einflößte, welche mich noch immer erfüllt.

Ist es begreiflich, dass ich nicht so bald ein Wort zu sagen vermochte, um die Situation zu entwirren? Es war übrigens durchaus an der jungen Dame, zuerst solch ein Wort zu finden und auszusprechen. Und sie fand es auch. Dass ich es nicht verstand, lag an dem Rauschen in meinen Ohren, an dem allgemeinen entrüsteten oder erheiterten Lärmen im Wagen. Oder lag es daran, dass ihre Stimme so heiser klang und sie im Sprechen den Kopf langsam senkte, so dass ihr die Haare über die Wangen fielen? Ich hätte es gerne gehört und verstanden. Es schien etwas mehr zu sein als nur eben: Pardon!

Die Biegung der Straßen, das überhöhte Tempo eines hungrigen oder durstigen Fahrers, die sommerliche Hitze, die die Hirne betäubt, das alles bewirkt an manch einem Tag, dass zwei Menschen einander in die Arme fallen und verlegene, Verzeihung heischende Worte stammeln, ehe sie sich wieder trennen, um auf eigenen Füßen zu stehen. Aber wie kommt, was mich verwirrt, dass die Wangen dieses Mädchens rot und warm zu glühen beginnen und ihre Augen sich senken, als hätten sie mich zu lange angesehen? Ich ziehe das Taschentuch aus meiner Brusttasche und wundere mich fast, dass es sich nicht an meiner Stirn verfärbt. Dem Mädchen muss man die Verwirrung verzeihen. Es ist blutjung, hat die Hälfte vielleicht meiner Jahre. Aber ich, ich? Habe ich nicht ältere Mädchen als dieses im Gymnasium unterrichtet? Neunzehnjährige, Zwanzigjährige? Und ich habe immer gewusst, wie ich mich zu schützen hatte gegen jene hinlänglich bekannten Situationen, die manche

dieser von Neugierde getriebenen Geschöpfe suchen mit allen Instinkten, die in ihnen sich regen, um die Oberhand zu gewinnen im stillschweigenden Kampf gegen die bevormundende Generation. Aber was tu ich hier? In dieser Lage?

Die Chance, die mir bleibt, so denk ich, ist, dass ich mich bücke, um im Gedränge der Füße meinen Tasso wiederzufinden. Als ich jedoch kniend mit der Hand über den Boden taste, ohne recht sehen zu können, wohin ich greife, da halte ich plötzlich kein Buch, sondern eine schmale Hand in der meinen und weiß sofort: es ist die ihre. Um das Buch zu suchen, das sie mir, halb stürzend, aus der Hand geschlagen hat, ist sie so wie ich in die Knie gegangen. Mag der Teufel von einem Tasso liegen, wo immer er liegt! Ich richte mich auf, sie folgt, als wären all ihre Gedanken die meinen. Und dann erst wird mir bewusst, dass sie keinen Versuch gemacht hat, ihre Hand aus der meinen zu lösen. Ihr Gesicht ist ganz übergossen von Scham. Aber sie blickt mich weiterhin unter halb geschlossenen Lidern an, als wollte sie mich anflehen, unsichtbar zu werden oder ihr die Augen zuzuküssen. Und da kommt mir der Satz des Tasso in den Sinn, den ich vor wenigen Minuten erst gelesen habe, ohne ihm viel Bedeutung zu geben. Dass die Tochter des Aristoteles, so hieß es da, befragt über die schönste von allen Farben, keine schönere zu nennen wusste als das Rot der Scham auf den Wangen eines jungen Mädchens.

Es ist nun an mir, ein kleines Wörtchen zu murmeln. Zweimal muss ich räuspern, ehe es mir aus dem Hals will, und ich bin nicht sicher, ob es verstanden wurde. „Verzeihung!“, sollte es lauten. Aber kaum ist es gesprochen, das Wort, verspüre ich ein Gefühl von frostiger Reue. Was da so schwer mir über die Lippen

kam, klang nicht wie ein erstes Wort, das eine Tür auf tut. Es klang wie ein letztes Wort, wie eines, das etwas tötet, das nicht leben sollte. „Verzeihung! Ein Irrtum“, sollte es heißen und eine Antwort fordern wie etwa „Keine Ursache. Nichts geschehen.“

Allmählich werden nun auch die Gedanken wach, die von dem Schlag wie betäubt waren. Ich bin wohl doppelt so alt wie dieses Geschöpf. Mag sein, ich bin ein Baum auf einem leeren Feld, aber mein Holz ist nicht von der Art, dass es ein Blitz in Flammen kleiden könnte. Vielleicht verkohlt es, wenn es gar zu heftig einschlägt. Wahrscheinlich aber gleitet solch ein Blitz ab und schlägt nur in die Erde. Die fängt alles auf und löscht es aus und bildet aus allem Abgestorbenen Neues.

„Sie kennen mich nicht?“, sagt das Mädchen.

„Nein“, sag ich allzu schnell und noch einmal „Verzeihung!“

Wenn die Mädchen, die einen verwirren, die eigenen Töchter sein könnten, dann ist man am Leben vorbeigegangen, sagen meine klugen Gedanken. In die Irre, sagen sie oder – schlimmer noch – ins Abseits.

Dann aber werden zuletzt doch die Erinnerungen wach. Sie waren wie ausgelöscht für einige Minuten. Ich kenne dieses Mädchen. Ich kenne sie. Woher nur kenne ich sie? Nun, da ich aus dem Bann ihrer Augen entlassen bin, entsinne ich mich nach und nach. Wir sind einander mehr als einmal nur begegnet. Sie arbeitet in einem Wäschegeschäft, in das ich manchmal komme, um ein Kissen zu kaufen oder um die Daunen meines Bettzeugs reinigen zu lassen. Vor gar nicht langer Zeit war das der Fall gewesen. Es hatte mir einen Stich gegeben, als sie den weißen Überzug aufgerissen hatte, um die zerdrückten Daunen in einen

Korb zu schütten. Und wir haben uns seither mehrmals gesehen. Mehrmals, mehrmals? Wo war es doch gleich? Sie muss meinen Namen kennen. Ich nicht den ihren. Wir haben uns durch Kopfnicken begrüßt. Wortlos bisher. Und nun entsinne ich mich auch eines kleinen Vorfalls, der wie aus einer Filmkomödie geschnitten sein könnte. Mein Gedächtnis arbeitet nun ganz präzise und spult mir die Szene zurück. Die Bilder sind noch nicht vergilbt, obwohl sie aus der Stummfilmzeit stammen. Ich gehe an ihrem Laden vorüber. Sie ist eben dabei das Schaufenster zu putzen. Sie reibt so mit der Hand übers Glas. So etwa. – Da sieht sie mich im Spiegel der Scheibe, erschrickt. Ich grüße kopfnickend. Sie macht den Versuch, den Gruß zu erwidern, zuerst in den Spiegel, dann wendet sie sich um, sucht mich, findet mich nicht gleich mit den Augen und stolpert über den gefüllten Wassereimer. Ich zögere nur eine Sekunde, weiß nicht, ob ich sie auffangen, den Eimer aufheben oder nur einfach „Hoppla“ sagen und mit ihr lachen soll. Aber da ist sie schon in ihren Laden gelaufen und ich stehe neben dem umgestoßenen Gefäß und sehe das trübe Wasser in die Straßenrinne laufen und durch ein Kanalgitter sickern. Oh weh, sage ich. Was habe ich da nur angestellt! Sie wird wohl mit einem Putzlappen erst wiederkommen, wenn ich gegangen bin. Und ich gehe weiter.

Jetzt aber, hier in der Straßenbahn, kann ich nicht weitergehen. Jetzt stehen wir vor einander. Auch wenn wir die Luft einziehen, bleibt nur ein Abstand von einigen Zentimetern zwischen unseren Körpern. Meine linke und ihre rechte Hand halten die selbe Lederschleife über unseren Köpfen. Unsere Schultern wiegen sich leicht im Rythmus der Fahrt. Sie lächelt. Lächelt sie? Ihre herrlichen, aschblonden Haare fallen

ihr über den Mund. Manchmal, wenn die Straßenbahn – vorsichtiger nun – um eine Kurve biegt, werden wir sanft gegeneinander gebogen. Der lederne Haltegriff über uns ächzt. Ich atme den Duft in mich ein, der aus ihrer Achselhöhle steigt, sehe den Flaum ihres Nackens, die zarte Linie ihrer Schlüsselbeine und durch das grobmaschige Netz ihres Leibchens die sanfte Haut ihrer Brust, über die ein leichter Schauer zieht und sie frösteln macht. Ich wollte die langen, aschblonden Haare hüllten mich ein und erstickten auf meine verwirrten Gedanken. An ihrem linken Ellenbogen baumelt eine Badetasche. Man kann von oben hinein sehen: ein Handtuch, ein bunter Bikini, eine Sonnencremetube, ein Säckchen mit Bonbons und eins von den farbigen Comicheftchen, die meine Schüler oft heimlich unter den Bänken lesen, wenn ich Grammatik doziere. Zu Hause habe ich einige davon liegen, die ich konfisziert, aber nie selbst gelesen habe. Ich muss sie demnächst lesen oder in die Schule zurückbringen. Von Rechts wegen sind sie öffentliches Eigentum und müssen vernichtet oder versteigert werden. Dieses eine Heftchen aber, nur dieses, hätte ich gerne gelesen.

Der Wagen hält mit einem Ruck. Die schmale Mädchenhand gleitet aus der heißen Lederschlaufe. Die Spitzen ihrer blonden Haare wischen mir über die Brust. Sie hat sich abgewendet. Wenn ich ihren Namen wüsste, könnte ich sie rufen. Da sehe ich mit einem Male meinen Tasso seitab auf dem Boden liegen. Er ist verschmutzt und zertreten. Ich bücke mich, um ihn aufzuheben, und da bemerke ich, dass der Wagen fast menschenleer ist. Wo sind all die vielen Füße hingegangen, die eben noch strauchelten? Offenbar sind die Leute, die uns umgaben, längst ausge-

stiegen. Wir müssen nahe der Endstation sein. Ich bin zu weit gefahren. Der innere Zeitmesser, der mir sonst mitten in der spannendsten Lektüre unfehlbar anzeigt, wann es Zeit ist auszusteigen, hat diesmal versagt. Vom raschen Bücken fühle ich hinter der Stirne einen leichten Schwindel. Oder kommt es vom Träumen? Ich schiebe das lädierte Buch in die Rocktasche, ziehe die Aktenmappe dicht neben meine Füße und lasse mich auf einen der freien Sitzplätze sinken. Durch das spiegelnde Glas meines Gefängnisses suche ich einen Blick hinaus zu tun auf die Straße, auf die Stadt, auf die Welt.

Es ist einer jener heißen Sommertage, an denen man meinen könnte, die Steine leuchten. Das habe ich bisher noch gar nicht bemerkt. Die Sonne steht hoch über den Dächern und Alleebaumwipfeln und die Menschen halten sich im Schatten der Häuser. Dort draußen auf dem Trottoir sehe ich ein Mädchen gehen. Sie trägt ein helles, geblümtes Leibchen ohne Ärmel. Eine Badetasche schaukelt an ihrem Arm, der Rock schwingt um ihre Knie, aschblondes Haar wippt auf ihren Schultern. Eine leichtsinnige Anmut ist in ihren Bewegungen, so als käme sie soeben aus einer bedrückenden Enge hinaus ins Freie und ginge einem heiteren, sorglosen Nachmittag entgegen. Sie hat mich vergessen. Ich hoff' es für sie.

Als die Bahn wieder anfährt, bemerke ich, dass ich auch an dieser Haltestelle auszusteigen versäumt habe, und ich beschließe sitzen zu bleiben, bis der Wagen an der Endstation umkehren wird. Vielleicht werde ich auf der Rückfahrt mein alltägliches Gleichgewicht wiederfinden, um wieder meine eingewöhnten Wege zu gehen.

DAS ALTE LIED

In der Alservorstadt soll sich eine Begegnung zuge-
tragen haben, die einen, wenn man sie glauben will,
sehr ratlos machen könnte. Ich will sie hier nieder-
schreiben, ohne den leisesten Versuch sie zu erläutern
oder gar begreiflich zu machen. Mag sie doch, da sie
nun einmal wahrhaftig geschehen und beglaubigt ist,
für sich selber sprechen oder gegen die, die da
behaupten, das Leben sei so wie es ist. Eher scheint
mir, dass wir, wir Menschen, nicht recht wissen, was
wir damit anfangen sollen. Oder was meinen Sie?
Wissen Sie es vielleicht ganz genau? Jedenfalls soll mir
keiner kommen und behaupten, dergleichen könne
nur in der Alservorstadt oder höchstens noch im Alser-
bachgrund geschehen.

Ein Mann also, ein Demokrat und gut beleumundeter
Diener des Staates, hatte sich nach anfänglich lustvollen
und danach immer mehr leidvollen Ehejahren und zahl-
losen gescheiterten Versuchen seine Gattin zu verstehen
oder sich ihr verständlich zu machen, endlich entschlös-
sen, das Joch abzuwerfen, das ihn mit ihr gemeinsam
vor einen Karren zwang, in dem sie nichts zu befördern
hatten. Er hatte den Mut gefunden, die Schauplätze
seiner Niederlagen, als da waren Küche, Bad, Wohn-
zimmer, Schlafzimmer und Kabinett zu verlassen und
erste Schritte einzuleiten, um sich einvernehmlich und
amtsbeglaubigt von ihr zu trennen. Die Sache zog sich
hin, und so sah er sich gezwungen, nach einer, in billi-
gen Hotelzimmern verbrachten, angemessenen Zeit der
Ernüchterung, der Entziehungsschmerzen und des
Wundenleckens, bei der Bank für Arbeit, Handel und

Wirtschaft einen Kredit aufzunehmen, eine neue Woh-
nung in der Schwarzspanierstraße zu mieten und sich
auf die Suche nach einer Frau zu machen, die es wagen
würde, mit ihm ein zweites, besseres Leben zu beginnen,
das er diesmal von Grund auf anders zu gestalten sich
vornahm als das erste, verfehlte, vergeudete. Da er
gelernt hatte, bei solch einer Partnersuche seinen
Instinkten zu misstrauen, und sich auch reuevoll ein-
gestand, dass manch einer der begangenen Irrtümer von
seiner eigenen durch nichts als durch seine amtlich
beglaubigte Unfehlbarkeit in juristischen Dingen
begründete Selbstgewissheit verschuldet worden waren,
wandte er sich, um keinen Fehler ein zweites Mal zu
begehen, an ein renommiertes, fashionables und
dennoch konzessioniertes Heiratsvermittlungs- oder
Lebensgemeinschaftsanbahnungsbüro.

Dort wurde er auf die höflichste und diskreteste Art,
aber doch auch mit unnachsichtiger Wissbegierde
nach seinen Vorstellungen in Bezug auf die zu ermit-
telnde Person befragt, und dies nicht nur was Alter,
Gewicht, Größe, Haar- und Augenfarbe, Brustumfang
und Taillenweite, sondern auch was Muttersprache,
Religionszugehörigkeit, Beruf, mobiles und immobi-
les Vermögen, eventuelle Verbindlichkeiten, Vorstra-
fen, Staatsangehörigkeit und Essgewohnheiten betraf.
Auch seinerseits gab er zögernd, aber schließlich doch
einverständlich die erbetenen Personalien zu Papier.
Man versicherte ihm, dass er, als Mann in gesicherter
Stellung, schon in wenigen Tagen damit rechnen
könne, durch die neuesten technischen Errungen-
schaften der Datenverarbeitung unter allen heirats-
willigen und heiratsfähigen Frauen Wiens, Nieder-
österreichs und des Burgenlandes diejenige präsentiert
zu bekommen, die seinen durchaus berechtigten

Erwartungen an das weibliche Geschlecht am meisten entspräche. Denn auch er könne sich schmeicheln, dass er das männliche Wunschbild nicht weniger weiblicher Vermittlungsbegehrenden in vollkommener Weise verkörpere. Ja, vielmehr noch: seine, als eines noch keineswegs gealterten Mannes Chance, eine richtige Wahl zu treffen, sei um ein vielfaches größer als die seiner präsumtiven weiblichen Partnerin, da unter den Adressen des Instituts sich wohl zehn weibliche auf einen männliche Aspiranten künftigen Ehe- oder Lebensgemeinschafts-Glückes befänden. Darum auch werde von ihm ein weit geringerer Beitrag zu den Spesen, Diäten und Unkosten des Instituts erwartet – und dies auch nur im Fall vollkommener Wunschättigung und beidseitiger Befriedigung – als von der auszuforschenden Dame seines Herzens. Unser Mann, beeindruckt von der seriösen Argumentation, zahlte die keineswegs geringe, aber – wie ihm schien – für eine so märchenhafte Glücksverheißung durchaus angemessene Einschreibgebühr und ging nach Hause in seine neue, aber noch etwas kahle Wohnung, mit wirbelndem Regenschirm und beschwingten Sohlen. Er ging in der sicheren Gewissheit, dem Zufall diesmal keine Chance gelassen und das bisher so schlüpfrige Glück nun fest im Griff zu haben.

Eine Woche war kaum vergangen, da erhielt er ein dezentes Schreiben – ohne Absender auf dem Kuvert –, durch welches er eingeladen wurde, sich um sechzehn Uhr dreißig an einem Nachmittag des bevorstehenden Wochenendes im rückwärtigen Salon eines ihm zwar wohlbekannten aber noch nie betretenen Kaffeehauses in der Alserbachstraße einzufinden, um dort eine Dame zu treffen die bei aller gebotenen Zurückhaltung bereit sei, Näheres über seine Ab-

sichten zu erfahren. Als Erkennungszeichen war eine weiße Nelke am Revers vorgeschlagen. Eine Nelke, warum nicht, dachte der erfreute Adressat. Offenbar erwartet die Dame einen Herrn mit Anzug und Krawatte und keinen Wikinger in Stiefeln und Anorak. Und unser Mann, einmal mehr vergewissert, dass er auf dem rechten Weg sich befände, geriet durchaus nicht in Verlegenheit, sondern rief seine ältere und lebenserfahrene Schwester, eine viel belesene Bibliothekarin aus der Josefstadt, zu sich, bat sie, seine Garderobe zu prüfen und seine Krawatte und seinen Hut zu wählen. Krawatte? Die Schwester riet zu einem seidenen Schal unter dem geöffneten Kragenknopf. Hut? Sie riet davon ab. Auch von einer Schirmmütze wollte sie nichts wissen. Frei sollte er den Kopf ins Getümmel tragen. Ohne Visier, den Dingen, die da kommen würden, ins Auge blicken. Den Mantel hieß sie ihn gar nur locker um der Schultern zu werfen. Und um nur ja nichts durch Eigenwilligkeit falsch zu machen, ließ er sich auch noch dazu überreden, ganz gegen seine Gewohnheit ein für diesen unwiederholbaren Anlass offenbar unerlässliches Duftwasser zu akzeptieren und Stecktuch und Taschentuch damit zu beträufeln. Er trat dadurch gewissermaßen als Person zurück hinter die angeblich imperativ statuierten und nicht weiter zu begründenden weiblichen Imaginationen. Alles geschah somit nach objektiven Strategien und nicht nach freiem männlichem Ermessen.

Und so, wohl ausstaffiert und mit allen guten Wünschen versehen, verließ unser Held – oder wie sonst soll man einen Menschen nennen, der sich ebenso mutig wie wohl gerüstet in den Kampf mit dem Schicksal einlässt und dem darum zumindest für die Dauer dieser Erzählung unsere ganze Sympathie

gehört? – verließ, sage ich, zeitgerecht vor dem festgesetzten Termin seine Wohnung, bestieg in der Währingerstraße die rot und weiß colorierte Tramway und fuhr zum Ort der Zusammenkunft in dem beruhigenden Bewusstsein, seinerseits weder überstürzt noch leichtfertig gehandelt zu haben.

Als er die Tramway an der Kreuzung Nußdorferstraße verließ und seinen linken Fuß zuerst auf den Asphalt setzte, war ihm für einen Augenblick, als träte er ins Leere und versänke im Ungewissen. Durch den Stoß eines nachdrängenden Lümmels gewann er jedoch wieder Boden unter den Schuhen und einen ungefähren Überblick über seine prekäre Situation auf der vom Verkehr umwimmelten Insel. Er fasste sich rasch, zog den Mantel um die Hüften, überquerte die Straße und betrat den Schauplatz der nunmehr unabwendbaren Entscheidung fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit, wie es sich für einen zuvorkommenden Cavalier gehört.

Nachdem er den roten Filzvorhang geöffnet hatte, warf er einen raschen Blick über den wohl gefüllten Vorraum, nickte dem grüßenden Kellner zu und strebte dann in den „rückwärtigen Salon“, in dem sich noch einige freie Tische zur Auswahl boten. Er wählte eine Nische, von der aus er auch den Eingang im Blick behalten konnte, ohne selbst gleich ins Auge zu fallen. Er nahm Platz, holte aus seiner Brusttasche mit behutsamen Fingern die weiße Nelke, befreite sie von dem schützenden Seidenpapier und – legte sie unter die Serviette. Es war ihm doch im letzten Augenblick der Gedanke gekommen, erst nach einem anonymen Augenschein die Entscheidung zu treffen, ob er es wagen könne, sich durch das Anstecken der Blume seinerseits zu erkennen zu geben. Dann bestellte er

beim Kellner eine Tasse Tee, pur, ohne Zitrone, ohne Milch, vorsichtig auch hier in der Wahl des Getränks, um ganz sicher zu gehen, gegen kein denkbares Vorurteil zu verstoßen. Torte, Nussbeugerl, Apfelstrudel? Nein, danke! Zeitung? Ja, warum nicht. Man konnte sich ein wenig verbergen. Zum Lesen allerdings war man zu unruhig. Abwarten, abwarten. Vielleicht entspannte man sich ja, wenn die Dame so rücksichtsvoll war, fünf Minuten zu spät zu kommen. Vorerst wollte man doch die umsitzenden Gäste ein wenig in Augenschein nehmen, um zu erkunden, ob man jemanden kannte. Im „rückwärtigen Salon“ waren nur fremde Gesichter. Das war beruhigend. Da kam der Tee auf einem silbernen Tablett daher gegendelt. Ein Schluck würde gut tun, um die Hände ein wenig zu beschäftigen, die nicht so leicht unter Kontrolle zu halten waren.

Unser Held hatte von dem belebenden Getränk jedoch kaum einen Schluck genommen, als er eine überraschende und überaus verstörende Entdeckung machte: Im ersten Raum, an einem Tisch, den man beim Eintreten sofort hätte bemerken müssen, saß von einem großen, weich schlappenden Hut beschattet, eine Dame, die er als Allerletzte hier, ausgerechnet hier, zu sehen erwartet hatte: seine geschiedene oder genauer zu sagen, seine im Scheiden begriffene Frau. Offenbar war sie schon vor ihm gekommen und hatte sich abgewandt, als er eingetreten war. Gemeinsam hatten sie dieses Kaffeehaus niemals besucht. Warum kam sie nun hierher? Nun gut, so unverstündlich war das nicht. Sie wollte vielleicht die ausgetretenen Pfade meiden und neue Gesichter sehen. Ihm selbst ging es nicht anders. Aber der unmögliche riesige Hut! So etwas hatte sie nie zuvor je getragen. Zwischen

tanzenden Haarschöpfen, nickenden Köpfen und gestikulierenden Händen sah er nun in einem Spiegel ihr unverwechselbares Profil, das er einst von seinem Kopfkissen aus, so oft und so verzweiflungsvoll betrachtet hatte. Da saß sie nun, getrennt von ihm durch zwei Dutzend fremde Figuren, trank ihre Melange – wenn es das war, was sie sonst immer getrunken hatte – und schnabulierte vermutlich eine Mandeltorte. Nein, sie schnabulierte nichts, sie wischte sich nur den Milchschaum von den geschminkten Lippen. Geschminkt? Ja, geschminkt, obwohl weder Sonn- noch Feiertag war. Und dieser Hut, und diese Farbe! Wer hatte ihr den aufgeschwätzt! Offenbar wollte sie ein anderes Aussehen gewinnen, ein neues Image, um nicht den neuen Weg, der sich ihr öffnete, mit den alten Schuhen zu betreten.

Unser Held war vor Erstaunen so sehr erstarrt, dass er vergessen hatte, die Teetasse niederzusetzen. Und, um seinen Schrecken vollständig zu machen, wandte nun seine Frau, seine beinahe schon ehemalige Frau, wohl zu merken, die ihn ebenfalls im Spiegel beobachtet hatte, den Kopf zu, schob die Hutschlappe ein wenig beiseite und gab ihm durch ein winziges, fast unmerkliches Neigen des Kopfes zu verstehen, dass sie ihn längst bemerkt und wohl auch beobachtet hatte. Und als er den Gruß zögernd erwiderte, schien es ihm, als lächelte sie, zwar ein wenig schmerzlich, aber durchaus vertraut zu ihm herüber. Und dieses Lächeln machte, dass unser Held – der nun diesen Namen leider kaum mehr verdient – all seine Hoffnungen, dieses eine Mal das Richtige, das Unfehlbare getan zu haben, dahinschwinden fühlte. Er schloss die Augen und wünschte sich nichts sehnlicher, als anderswo, wo auch immer, zu erwachen. Wie, wenn

vor diesem kleinen, traurigen Lächeln ihm schon die Teetasse auf dem Marmortischlein klirrte, wie würde er die Prüfungen des Lebens bestehen, die noch auf ihn warteten? Warum nur verließ seine Gattin nicht dieses Kaffeehaus, das er nicht verlassen konnte? Warum, wenn ihre Wege sich unerwartet kreuzten, wich sie nicht aus, wo er nicht weichen konnte? Als er die Augen mit einem tiefen Stöhnen doch wieder öffnete, musste er erkennen, dass seine ehemals so geliebte Gemahlin durchaus keine Anstalten machte, das Feld zu räumen und diese – wie soll man sagen? – unliebsame Begegnung zu beendigen. Nein, sie lehnte sich vielmehr in ihre braune Plüschbank zurück und wartete gefasst auf das, was nun kommen würde.

Was sollte er tun? Was hätten Sie getan an seiner Stelle? Er senkte in wachsender Verzweiflung den Blick auf die grau geäderte Marmorplatte seines Tischchens und suchte sich Rat zu holen bei der verrinnenden Zeit. Kostbare Minuten! Die Hoffnung, dass die Vision sich als trügerische Fata Morgana erweisen würde, erfüllte sich nicht. Was, wenn die erwartete Rendezvous-Partnerin nun käme, nun endlich doch, da sie sich schon um zehn Minuten verspätet hatte? Wie peinlich, wenn er sie bitten müsste, unter den spöttischen Blicken seiner Gattin hier im rückwärtigen Salon Platz zu nehmen! Peinlicher noch, wenn er sie bitten würde, das Lokal, ohne den Mantel erst abzulegen, sogleich wieder zu verlassen! Gleichmütig blickte ihn das gelbe Tigerauge aus seiner Teetasse an. Er nahm allen Mut zusammen, schlürfte es aus, schluckte es hinunter und erhob sich. Zwischen drei Fingern zerrieb er die weiße Nelke und stopfte ihre Überreste, um den Tisch nicht zu verunreinigen, in die Serviette gehüllt in eine seitliche Jackentasche.

Den Mantel zog er an, will sagen, er schlüpfte in die Ärmel und schloss die Knöpfe über der Brust. Bei dem herbeieilenden Kellner zahlte er im Stehen. Als er dann auf den Windfang zuging und sich mit einem höflichen Nicken verabschieden wollte, musste er bemerken, dass sie, seine ehemalige Frau, mit einer dezenten, aber unmissverständlichen Geste ihn einlud, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Mit dieser kleinen Geste war es endgültig entschieden, dass wie immer bisher, so auch diesmal, das wahre Glück an ihm vorübergehen würde. Wie immer es aussehen mochte, es würde vergeblich nach ihm suchen und ins Leere laufen. Er verabschiedete sich von seinem kleinen bürgerlichen Traum mit einem kaum noch vernehmbaren Seufzer und doch zugleich auch, wie er erstaunt bemerkte, nicht ohne Erleichterung. Nun hatte er sich bereits wieder voll in der Gewalt und hätte sich wohl ebenso unseren Spott wie auch unser Mitgefühl verboten. Lassen wir ihn also gehen, wohin es ihn zieht.

Er trat an ihren Tisch, und ehe er noch vermochte ein Wort zu sagen, musste er sehen, wie ihre behandschuhten Hände die Tasche auf ihrem Schoß öffneten – er meinte das Klicken des kleinen Schlosses wie eine Schusswunde im Ohr zu spüren – und eine weiße Nelke ans Tageslicht brachten – ans Kaffeehauslicht sollte ich sagen –, weißer und schöner als die seine gewesen war, die nun geknickt und zerrieben in seiner Tasche ruhte. Und er musste mit ansehen, wie seine im Scheiden begriffene Frau, die Handschuhe von ihren eheringlosen Fingern zog und die unversehrt blühende Nelke in eine bereitstehende Vase sinken ließ.

Nun fielen ihm die Schuppen von den Augen und wie nach langem Schlaf auf unsicheren Beinen wankend trat er an das marmorne Tischchen, das ihn

trennte von den vertrauten Knien seiner Frau, und sagte: „Vergib mir.“ Und sie antwortete ihm: „Ich hab es gewusst. Nun weißt du es auch. Nun hast du, was nicht zu verstehen, sondern nur zu erdulden ist, wissenschaftlich bestätigt.“

Da setzte er sich nieder auf die Plüschbank, nah neben sie, und neigte sich über ihre Hand. Und als er sie küsste, wetterleuchtete sein Gesicht, denn er wusste nicht, ob er lachen sollte vor Verzweiflung oder weinen vor Glück.

Der chamäleonische Cafetier oder, die Wandlungen des Herrn Koinar, Erzählung, 1. Fassung: Drosendorf, im August 1975, 2. Fassung: Wien, im Februar 1996

Abschiedsgemurmel, Monolog, 1. Fassung: Wien 1977, 2. Fassung: Drosendorf, Juni 1981

Bericht vom Stand der Dinge auf dem Laaer Berg gegen Ende der Müllzeit, Prosaskizze, 1. Fassung: Wien, im März 1972, 2. Fassung: Wien, im Februar 1996

Das alltägliche Gleichgewicht, Erzählung, 1. Fassung: Drosendorf, im August 1975, 2. Fassung: Drosendorf, im April 1996

Das alte Lied, Erzählung, 1. Fassung: Drosendorf, im August 1975, 2. Fassung: Wien, im November 2004

Das Ende einer Kindheit, Erzählung, Drosendorf, im Juli 1975

Das Stilleben, Prosaskizze, 1. Fassung: Wien, im Januar 1996, 2. Fassung: Wien, im April 2004

Der Zöllner, Erzählung, 1. Fassung: Wien, im Juli 1974, 2. Fassung: Wien, im Mai 1996

Die Armen kleiden, Erzählung, 1. Fassung: Wien 1974, 3. Fassung: Drosendorf, April 1996

Tohuwabohu, Erzählung, 1. Fassung: Wien, 1980, 2. Fassung: Wien, Dezember 2004

Ein Sonntagnachmittag im Prater, Erzählung, 1. Fassung: Wien, im September 1980, 2. Fassung: Wien, im April 2004

Mundräuber, Erzählung, 1. Fassung: Wien, 1975

Tassilo oder Der Irrsinn des Alltags, Erzählung, 1. Fassung: Wien 1980, 2. Fassung: Wien, Dezember 2004

Ein Mittsommermittag auf dem Graben, Prosaskizze, 1. Fassung: Wien im November 2010

Der Unerbittliche, 1. Fassung: Wien, im Dezember 2010

Richard Bletschacher wurde 1936 in Füssen am Lech geboren. Er studierte an den Universitäten von München, Heidelberg, Paris und Wien. Nach seiner Promotion mit einer Dissertation über das Theater des Existenzialismus erhielt er sein erstes Engagement am Theater in der Josefstadt. Im Herbst 1959 wurde er Mitglied der Wiener Staatsoper, der er siebenunddreißig Jahre als Regisseur und Chefdramaturg verbunden blieb. Daneben inszenierte er vor allem Opern auf vier Kontinenten. Er unterrichtete an der Opernklasse und am Reinhardtseminar der Musikhochschule in Wien und gestaltete und moderierte zahlreiche Sendungen des österreichischen Rundfunks.

Richard Bletschacher hat die Texte zu einer großen Zahl von Werken des Musiktheaters verfasst: Opern mit Musik u.a. von Peter Ronnefeld, Iván Erdöd, Kurt Schwertsik, Heinz Karl Gruber, Francis Burt und Alfred Schnittke wurden an den renommierten Häusern Deutschlands und Österreichs uraufgeführt. Von den Werken des klassischen Repertoires übersetzte er Monteverdi, Cavalli, Conti, Gazzaniga, Mozart, Rossini und Puccini.

Zu seinen umfangreichsten und in Fachkreisen anerkannten Arbeiten zählen eine Geschichte der Oper („Apollons Vermächtnis“) und die Darstellung des Lauten- und Geigenbaues in seiner süddeutschen Heimat. Unter seinen literarischen Werken sind Romane, Gedichte und Erzählungen zu finden, weiters übersetzte er u.a. die Sonette von Shakespeare.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz.

Das Leben auf dem Lande, *Erzählungen und Gedichte*

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien